

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rundreise. Erzählung von A. v. Freydorf

[urn:nbn:de:bsz:31-337547](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337547)

Rundreise.

Erzählung von A. v. Frehdorf.

Ein greller Pfiff ertönt in den nebligen Morgen und hallt wieder vom Echo der hohen Felswand, an welcher der Zug, aus dem Tunnel kommend, eben anhält. „Station Triberg!“ ruft der Schaffner. Aus dem Wagen 3. Klasse springt lustig ein Mann, das Wanderränzgen auf dem Rücken.

„Nicht wahr, um 9 Uhr geht der nächste Zug weiter nach Singen?“ — „Ja,“ antwortet der Kellner, von dem er sich rasch eine Tasse Kaffee hal einschenken lassen.

„Also zwei Stunden, grade genug Zeit für den Wasserfall. Wie weit ist's von hier?“ — „Höchstens 20 Minuten!“ ruft man dem schon eilig Davoneilenden nach.

Es ist doch eine herrliche Einrichtung, diese Eisenbahn: gestern abend noch in der staubigen Stadt und heute morgen 800 Fuß höher, mitten in erquickender, frischer Schwarzwaldluft. Ich glaube, meine Sertaner haben die Ferien nicht ungeduldiger erwarten können, als ich selbst. Nun wird aber auch nicht heimgegangen vor der letzten Stunde: Rundreisebillet, 8 Tage Gültigkeit, 60 Mark eribrigt an Einzelstunden, stimmt alles genau, muß nur noch das Wetter schön bleiben.“

Während solche Gedanken ihm lustig durch den Kopf jagen, durchwandert er die breite Hauptstraße, auf der er aber zu so früher Morgenstunde noch keinem Sommerfrischler, nur dem Bäckerjungen, dem Kuhhirten, Handwerker und Arbeiter begegnet.

„Wo gehr's zum Wasserfall, liebe Frau?“ — „Ei, junger Herr, können's nit leze? Do steht's jo groß ang'schriebe — und do, do lueget numme.“ Sie deutet mit dem Finger hinauf, und richtig, wo eben die Morgensonne den leichten Nebel durchdringt, sieht er zwischen den hochauftretenden Tannen an der Bergwand,

in hellglänzendem Schimmer, einen der herabschäumenden Fälle.

„Suche! sei mir gegrüßt, sprudelnder Bergvach!“ Aber es war nur ein Willkommenruß aus der Ferne; kaum hat der Wasserfall die Huldigung entgegengenommen, so verschwindet er wieder. Auf engem Fußweg, erit über Wiesen, dann unter uralten Bäumen, geht's hinauf. Noch schmädt der Lau die Heinen Moose, . . . nein, das ist ja schon Wasserfall! Und das Morgengezwitscher der Vögel wird mehr und mehr übertönt vom Rauschen und Blättschern und Brausen. Ha, da, zwischen den hohen Stämmen: „Sei mir gegrüßt!“ Welch wunderbares Schauspiel, diese weißschäumenden, schneeigen Massen, hinabbrausend über und zwischen moosbewachsenen, ausgewaschenen Felsblöcken und wieder hochaufsprühend im unteren Becken, ehe sie weiter in der Tiefe zerstäuben.

Naum jatt kann sich der junge Lehrer sehn an dem herrlichen Schauspiel. Aber er zieht die Uhr. „Bald schon 8! Vorwärts, ich will auch die oberen Teile noch sehn . . .“ — „Guten Morgen!“ tönt's ihm da entgegen, wie er zum höher gelegenen Falle kommt. „Will sich der Herr nicht hier, neben dem Falle, photographieren lassen? Es kostet nur eine Mark.“

„Nicht photographieren? Ich reise ja in einer Stunde weiter!“

„Bis dahin ist das Bild fertig. Es ist ein hübsches Andenken; mein Bub bringt's Ihnen an den Zug.“

„Dann also voran. Das gibt was für's Mütterchen. Das schide ich ihr als Morgengruß: Tony am Triberger Wasserfall. Das wird ein Spaß! Aber warten Sie einmal, mein Lieber, wenn schon, denn schon; da liegt ja ein Brett, da könnte man wohl hinüber so mitten zwischen die Fälle, auf den vorspringenden Felsen!“

„Tun die Engländer immer,“ lacht der Photograph, „und machen dazu noch die Bewegung, als ob sie Forellen fangen wollten.“

Unser lustiger Wanderer hat das Ränzgen abgelegt, dafür ergreift er den Bergstock des Photographen. „Fischen! Kostbare Idee! Braucht dazu kein Engländer zu sein, mein Lieber, wir auch. Habt Ihr keine Schnur? Ja, die reicht; und ein Fisch ist auch zur Stelle. Also man los.“ Damit hat er den Fisch an die Schnur gebunden und: „Muß ich still stehn?“ fragt er nun hinüber von seinem Felsblock, den er glücklich vermittelst des schwanfenden Brettes erreicht hat.

„Nein — es ist Momentaufnahme und der Augenblick äußerst günstig. — Sehn Sie, wie herrlich die Sonne auf dem Wasserfall liegt!“

„Wenn Sie das Zeichen geben, schwing ich den Fisch!“

„Gelingen! Ich glaube, das Bild wird gut!“ ruft der Photomann, klappt seine Kapsel zusammen und eilt rasch wie ein Dieb den Pfad abwärts.

„He, he, Herr Photograph!“ ruft ihm der junge Mann noch einmal mahnend nach — „vergessen Sie aber ja nicht: um 9 Uhr geht mein Zug!“

„Das Bild ist pünktlich am Bahnhof, Sie können sich darauf verlassen!“ tönt es noch von ferne her, während der junge Lehrer sich nun ganz in die Schönheit des Schauspiels um ihn herum versenkt und tief die feuchtigkeitsgeschwängerte Tannenluft einatmet. Aber es ist Zeit zum Weiterwandern, ewig kann man ja nicht hier stehn bleiben! Rasch dreht er sich um. „Nun, das ist mir aber eine Geschichte! — wie soll ich denn da hinüber kommen?“ Das Brett ist abgerutscht von



„Wo gehr's zum Wasserfall, liebe Frau?“

einem Felsen; drüben am Ufer liegt es noch fest, doch spielen die Wasser damit und suchen es fortzuziehen. Unmöglich es zu erlangen, unmöglich auch so hinüber zu kommen, die Einschnitte sind zu tief zwischen den Felsen, die Wassergüsse zu reizend. Er macht an seine vorige Angelschnur eine Schleife, und versucht das Brett in diese zu fangen, doch die Wellen schwenken die Schnur immer wieder zur Seite, plätschern und lachen. Sind es wirklich Nigen, die ihn auslachen: es sieht ganz deutlich in das Geplätscher hinein. Doch nicht von unten herauf tönt's, nein, von oben herunter. Er gibt das vergebliche Angeln auf und wendet suchend den Blick nach oben. Da aber ist's, als ob er eine Erscheinung erblicke, der Engel des Heils schwebt über ihm — hoch in der Luft, mitten über dem tosenden Wasserfall und scheint mit seinem hellen Lachen ihm Erlösung zu winken. Aber Flügel hat er nicht, der Rettungengel, nur ein helles Gewand und einen fliegenden, blauen Schleier; schwebt auch nicht, sondern steht fest auf der Vorkenbrücke, die über den oberen Wasserfall führt.

„Ach, steigen Sie hernieder, bitte, mein Fräulein!“ ruft er, „und erlösen Sie mich wie eine gute Fee, aus der Wassergefangenschaft!“

Sie muß ihn verstanden haben, trotz des Wassergebrauses, denn schon ist sie oben verschwunden; nun schimmert ihr weißes Gewand zwischen den Tannentämmen der Bergwand, jetzt ist sie am Strand und ruft lachend hinüber: „Sie wollten Fische fangen, und sind nun selber gefangen. Ich sah Sie vorhin schon, ging dann zu den oberen Fällen eine Skizze anzunehmen und wie ich eben herunterkam.“ . . . da fängt sie wieder hell zu lachen an.

„Mein Fräulein, wenn Sie keine Wassernixe sind, die mich hier auf dem Felsen gefangen halten will, bitte, so schieben Sie mir das Brett herüber, das jetzt das Glück hat, Ihnen als Fußschemel zu dienen.“

„Gern!“ ruft sie sogleich, indem sie sich bückt, um das nicht leichte Brett in die Richtung nach seinem Felsen zu bringen. Es wird ihr schwer; sie kniet nieder, beide Hände kraftvoll einstemmend. Ihr liebliches Gesicht wird rot von Anstrengung. Endlich bewegt sich das schwerfällige Brett; mit einem Jubelruf drängt sie es immer weiter hinaus, noch einen kräftigen Aushub und da . . . ein Schrei von beiden Seiten. Da schnappt es zur Höhe und im nächsten Augenblick haben es die reizenden Wellen mit hinabgezogen in die Tiefe. „Jetzt ist's aus!“ ruft er und

„Jetzt ist's aus!“ gibt sie im selben Tonfall wie ein Echo zurück und fügt beinahe mit Tränen hinzu: „Ich bin untröstlich, statt Ihnen zu helfen, hab' ich's nur schlimmer gemacht.“

„Nein“, gibt er lachend zur Antwort, indem er die Angelschnur gegen sie auswirft, deren Spitze sie richtig auffängt: „Sie wollen mir nur zeigen, daß Sie wirklich mein Rettungengel sind; halten

Sie mir dies schwache Seil: unter Ihrer Fürbitte zum Himmel, muß das mir Halt genug sein zum Ueberpringen der Tiefe!“

„Um Gotteswillen, nein!“ ruft sie schauernd; „wie können Sie spassen in solchem Augenblick; aber helfen will ich Ihnen: ich springe hinunter und schicke Leute herauf.“

„Sie wollen mich verlassen! allein lassen, ausgelegt auf diesem Felsen: Mein Fräulein, Ihre Nähe macht dies Los ja allein erträglich. Verzeihen Sie, eben seh'n wir uns zum erstenmal, und ich rede, als ob ich schon so lang das Glück hätte . . .“ so bittet er weiter und sagt das alles in so komischem Pathos, und doch wieder sind warme Herzenslaute darunter; sie muß lachen bei seinem Scherz und wünscht doch, daß es ein wenig Ernst sein möge.

„Ich kann nicht bleiben“, sagt sie, „aber ich sorge, daß Sie erlöst werden; nehmen Sie dies als Pfand!“ Dabei bindet sie an das Ende der Schnur ein kleines Beilchensträußchen, das sie unterwegs gepflückt hatte.

„Ich muß auf die Eisenbahn, um 9 Uhr geht mein Zug!“

„Um 9 Uhr! meiner ja auch!“ unterbricht er sie in komischer Verzweiflung. „Sie fahren aufwärts?“

„Ja, wir haben ein Rundreisebillet; meine Tante erwartet mich unten. Wir wollen über Mittag in Denauerschlingen bleiben, heute abend in Singen.“

„Ganz mein Fall; und ich kenne die Gegend, ich kann Sie führen, wenn ich nur erst von meinem Felsblock fort wäre. Ach ja, springen Sie vor, schicken Sie mir Hilfe!“

„Dann auf Wiedersehen in der Eisenbahn!“ ruft sie noch im Ent-eilen.

Nun ist er wieder allein, aber die Erinnerung an das reizende Geschöpf ist so lieblich, daß er kaum bemerkt, wie die Zeit vergeht. Er muß sie ja auf alle Fälle am Bahnhof noch erreichen, und dann richtet er seine Fahrt ganz nach ihrer Route, es wird schon rinnen! Nun zieht er aber seine Uhr: Wieder eine Viertelstunde herum — Sie wird mich doch nicht vergessen haben! . . . Endlich verworrenes Geräusch, Purrchen kommen mit Leitern und Stangen und Stöden, als gelte es Rettung eines Verschütteten. Eine Schar Kinder vervollständigt den Zug. Unter schallendem Gelächter wird er befreit. Mit raschen Worten und gutem Trinkgeld dankt er für die Erlösung, wirft sein Mäntel um und haftet, so flink ihm die Füße tragen, den steilen Bergpfad hinab. „Der hots eilig“ rufen ihm die Kinder nach, und denken es die ihm Begegnenden. Der Weg ist eben auch noch lang vom Städtchen bis nach dem weiter draus liegenden Bahnhof. Atemlos kommt er an; noch steht der Zug, doch schon hat er gepfeifen, und eben setzt er sich in Bewegung. Der Lebrer aber hat jetzt sein Billet, und dort aus dem Wagenfenster leuchtet ihm ein freundlich Gesicht entgegen. „Gottlob auch sie fährt 3. Klasse!“ — er ist mit einem



„Wenn Sie das Zeichen geben, schwing ich den Fiß!“

Geige auf
der Hand
verboten.
Alle die
sahnt dem
entfernen
Blasich
Sie er
Zind
für Himm
Das
wert, nach
und ein
Jug nach
„An
Die An
Höllent
er eben
sorge, ein
so weiter
Wieder
mit die
her nicht
„Aber
über mich
Der
für ein
ich ganz
leidlich
so gung
mit über
Höhen be
„Aber
kann gung
ein
haben
Erinner
über. Sie
der Brä
ganz er
es kein
kalt. G
sehen:
eine best
mit dem
Es
Zweifel
nachher
aber: be
Witz, b
eigene
fall
Hänge
parische
brange
echnen
dem
ich die
Jug
kommen
tanzel
den in
mein
Schick
Witz
erliche
Do
mit
ber

Saße auf dem Tritt ihres Wagens; da reißt ihn der Kondukteur herunter: „Mein Herr, das ist verboten, der Zug ist im Gang!“

Also doch zu spät! Da steht er ärgerlich genug, schaut dem enteilenden Zug nach, und in das sich entfernende Kläbergeräusch tönt wieder, wie in das Kläuschen des Wasserfalles, ein sicherndes Lachen. Wie er noch so steht, zupft ihn etwas am Rock: „Sind Sie der Herr, dem diese Photo gehört!“ Ein kleiner Bub hält ihm ein Koubert entgegen.

„Das Unglücksbild!“ ruft er statt aller Antwort, steckt das Koubert uneröffnet in die Tasche, und eilt zum Schalter: „Wann geht der nächste Zug nach Donaueschingen?“

„Um 11 Uhr. Sie sind halb 1 Uhr dort!“

Da kann ich sie noch dort treffen! denkt er und schlendert mechanisch langsam den Weg zurück, den er eben atemlos herabkam. „Zwei Stunden verloren, ein netter Anfang meiner Reise, wenn das so weiter geht, kann ich weit kommen!“

Wieder steht er am Sturzbach, da ertönt abermals die Stimme neben ihm: „Wollen sich der Herr nicht photogra . . .“

„Nemch, wollen Sie sich über mich lustig machen?“

Der Photograph erkennt ihn erst jetzt. „Ist mir sehr leid gewesen! aber,“ er lacht verschmitzt: „Was Sie da geangelt haben, ist auch nicht übel! Wie gefällt Ihnen das Bild?“

„Väterlich habe ich mich damit gemacht!“ ruft Tony geärgert, denn jetzt tönt ihm wieder das goldene Lachen im Ohr, in heller Erinnerung. Er eilt vorüber. Nun steht er oben auf der Brücke, da, wo sie ihm zuerst erschienen, sie, die all sein Denken gefangen hält. Er muß sie wiederfinden: diesmal kommt er eine halbe Stunde zu früh auf dem Bahnhof an.

Es ist ja eine der schönsten Fahrten in ganz Deutschland, auf dieser kühn ansteigenden Schwarzwaldbahn. Tony schaut auch bewundernd hinaus, aber dazwischen fesselt ihn doch noch ein anderes Bild, das er immer wieder anschauen muß: sein eigenes auf der Photographie, die er nun doch neugierig hervorgeholt hat. Ein solch glücklicher Zufall! Oben über ihm, gerade am Ende seiner Angelschnur, guckt ein lachender Mädchenkopf zwischen den Zweigen der Bäume hervor, wohl winzig klein durch die Entfernung, aber doch zu erkennen. Das also meinte der Photograph mit dem „Goldfisch angeln!“ „Mutter, Mutter, wenn ich Dir das heimbrächte!“ denkt er. Da hält der Zug in Donaueschingen. In Eile springt er hinaus. Er berechnet: die Naturalien- und Altertumsammlung ist nur bis 1 Uhr geöffnet, da werden die Damen jetzt sein, oder im Park, da muß man sich treffen; er wollte ohnedem seinen alten Schulfreund besuchen, der seit einem Jahre an der Bibliothek angestellt war, der hatte sie vielleicht gesehen und konnte ihm Auskunft geben.

Das war denn auch wirklich ein gar herzliches und freudiges Wiedersehen mit diesem Schulfreund, der ihn aber durchaus nicht so geschwind wieder

fort lassen wollte; da aber kommt der Grund der Eile heraus: dem Freund muß er sein Herz ausschütten, sein Abenteuer von heute morgen erzählen. „Eine Fee, ein Engel war sie, die mich von dem Ausgesetztsein auf schroffer Felsenwand errettet hat. Rotblond, mit braunen Schmelmenaugen, schlank, in hellem Gewand, ich sage Dir, geradezu entzückend.“ So schildert er dem Freund diejenige, die seine Sinne gefangen hält. „Und die Grazie, mit der sie den Hut mit blauem Schleier am Arme trug!“

„Nein, sie trug ihn auf dem Kopf!“ lachte der Freund. Da faßte ihn Tony an den beiden Schultern: „Also, sie war schon hier, Du hast sie gesehen? Wo ist sie, wo ging sie hin?“

„Es waren die einzigen Besucher heute Morgen, zwei Damen, eine alte und eine junge, die letzte könnte auf Deine Beschreibung passen. Diese interessierte sich für alles; und dabei so einfach. — Sie fragten mich nach der Donauquelle; ich riet ihnen, damit die Verstickung der Orchideenhäuser zu verknüpfen.“

„Ihnen nach, ihnen nach!“ ruft Tony leidenschaftlich. „Aber erst zeige mir euer Fremdenbuch, da haben sie sich doch sicher etwas geschrieben.“

Der andere schüttelt den Kopf: „Das ist doch mehr für Gelehrte, für Berühmtheiten.“

„Dann hinunter, komm mit, Du kannst doch?“

„Ja, die Bureaustunde ist vorüber.“

Sie sind im Schloßpark angekommen. „Zuerst zur Donauquelle,“ meint der Freund. Doch Tony verneint: „An der Quelle sind sie gewiß schon gewesen, erst die Allee rasch durch-eilen.“ — Kaum sind die beiden Freunde im dunkeln Schatten der Kastanien verschwunden, so kommt quer über den großen Rasenplatz eilig ein junges Mädchen, eilig als habe es Flügel. Kengstlich schaut sie sich um, ob auch niemand die Abkürzung sieht, die sie sich erlaubt. Sie muß etwas verloren haben, sie sucht überall — am Rasenplatz entlang, unter der Bank. Dann fliegt sie eilig die Stufen zur Quelle hernieder, beugt sich über das Wasser, ein Kranz liegt am Stein. Sie stößt ihn fort mit dem Fuß, aber auch darunter liegt nicht, was sie sucht. Seufzend schüttelt sie den Kopf und dann, noch flüchtiger als sie gekommen, fliegt sie wieder auf unerlaubtem Pfad über den Rasen dahin, um eine Sekunde später zu verschwinden.

Die Herrn haben einseitigen in den Orchideenhäusern und im Schloß Nachforschungen gehalten, umsonst. Der Freund meint: „Die beiden Damen haben wahrscheinlich Donaueschingen schon mit dem 12 Uhr Zug wieder verlassen.“ — „Unmöglich,“ sagt Tony, „da müßte ich sie doch gesehen haben, ich kam ja mit dem Zug. Und doch, es war solch ein Gedränge, ein Sangvereinsausflug! Nein, mein Pech! Sicher sind sie fort!“

„Und wären sie's nicht, so triffst Du sie um 2 Uhr 30 an der Eisenbahn, es geht kein Zug dazwischen und ist der einzige, mit dem sie heute



„Sind Sie der Herr, dem diese Photo gehört?“

noch in Singen Zeit haben, den Hohentwiel zu besuchen, sie sprachen davon in der Bibliothek. Also beruhige Dich und gönne mir jetzt noch einen Teil Deiner Gedanken." Sie sind während des Gesprächs an eine mächtige Esche gekommen, daran eine Kuntreppe in's obere Gesäße führt. „Da haben wir einen schönen Kundblick, komm hinauf." Schon hat Tony einen Fuß auf die Stufe gesetzt, da zieht er ihn wieder zurück. „Nein, wenn ich oben bin, stürzt sicher die Treppe hinter mir ein, und ich bin wieder gefangen, komme nicht auf den Zug."

Der Freund lacht. „Aber nun die Donauquelle mußt Du doch begrüßen". So schreiten sie die Stufen hinab, die zu dem in weißem Marmor gefaßten Bassin hinunter führten. Gar schön sind die Figuren der Paar und der Donau darüber ausgemeißelt.

„Viel, viel schöner ist die Quelle so gefaßt, als sie es früher war," gibt Tony seiner Bewunderung Ausdruck. „Und wie klar und rein das Wasser hervorprudelt. Einen Trunk muß ich tun, auf das Wohl meiner Fee!" Mit diesen Worten will er den mit silberner Kette angemauerten Becher hervorziehen, da hebt sich auch ein Kranz ihm entgegen, der sich daran verschlungen hat.

„Ei sieh," ruft er erstaunt, „das hat nicht der Zufall getan, das ist ein Zeichen, daß sie hier war, sie mit ihren Eisenfingern hat ihn gewunden, denn der Kranz ist noch ganz frisch!"

„Armer Freund," jagt lachend der Andere, „kann trinke rasch vom Donauwasser, das wird Dich wieder entzaubern, denn ich fürchte wirklich für Dich." Er nimmt ihm den Kranz weg und wirft ihn nach der andern Seite, wo er in einem Haufen, vom Wind zusammen gewekter Blätter niederfällt. Aber Tony ist so leicht von seinen Phantasien nicht los zu bringen. „Einen Zweig des Kranzes will ich noch mitnehmen, das könnte mir als Wunschelrute dienen!" Wie er sich bückt aber ruft er erstaunt und hebt etwas auf, was zwischen den Blättern gelegen. „Ach sieh: ein Rundreisebillet!"

„Es wird ein altes, abgelaufenes sein," meint der Bibliothekar.

„Nein, nein, es sind noch mehr als die Hälfte Blätter darin — sieh nur!"

Der andere nimmt's. „Wichtig! Und hier das Blatt von Offenburg bis Singen nur zweimal soupiert, noch nicht abgelaufen, das mag ein unangenehmer Verlust für den Besitzer sein!"

„Schau doch einmal nach dem Namen," forschet Tony, „der sieht doch immer auf der vorderen Seite."

Sie schlagen die Blätter um. „Wichtig, ein weibliches Wesen," sagt der Freund; „Unserem passiert so etwas nicht: Melitta Elisabeth Frohmüller!"

„Melitta, Melitta!" ruft der junge Lehrer, dem Freunde rasch das Heftchen entziehend, um selbst Name und Schriftzüge zu prüfen; „Melitta! Nun bin ich meiner Sache ganz sicher, das ist meine Fee, so kann nur sie heißen; sie war hier an der Quelle, sie hat den Kranz gewunden für mich, sie hat das Billet verloren."

„Auch für Dich! Ich glaubte ja, Du kennst ihren Namen nicht!"

„Bis zu dieser Stunde, nein. Aber, kann sie denn anders heißen? Melitta, das klingt schon wie der Lockruf einer Fee. Und Frohmüller! Du hättest ihr heiteres Lachen sehen sollen. Sie ist's, sie ist's!"

„Nun aber, lieber Freund, nimm mir's nicht übel, weiß ich wirklich nicht, treibst Du Spaß oder Ernst mit mir. Sie und alles sie. Sie hat den Kranz gewunden, sie muß auch das Billet verloren haben. Offen gestanden, mit letzterem verlöre sie sehr in meiner Achtung, denn es ist doch eine grobe Leichtfertigkeit; nimm mir das nicht übel!"

„Sie tat's, mir ihre Spur zu zeigen," unterbricht ihn Tony. — „Sie wird's noch gar nicht einmal bemerkt haben," meint der andere, „denn sonst wäre sie sicherlich gekommen, es zu suchen."

„Jedenfalls muß ich sogleich damit zur Eisenbahn und dort den Fund an der Kasse anzeigen!" ruft Tony.

„Das ist gewiß das Richtige!" stimmt ihm diesmal der Bibliothekar zu und sie nehmen sofort den Weg zur Bahn.

„Ah, da ist das verlorene Billet," jagt der Beamte, als er es prüft. „Jawohl, Melitta Frohmüller, so gab sie an und hat, ihr das Billet nachzusenden, falls es noch gefunden würde."

„Nachsenden? so ist sie schon fort?"

„Gerade vor einer Viertelstunde."

„Ah, Deine Triberger Waldfee steigt wieder in meiner Achtung," wirft lachend der Freund ein. „Begreiffst Du nun, daß sie nicht die Inhaberin dieses Billets sein konnte; sie müßte dann höchstens zurückgefahren sein nach Triberg. Gewiß eine uralte Matrone, die das Billet aus ihrem Ridicüle verloren hat."

Der Beamte bestätigte es: „Ja, eine Alte hat's verloren und war sehr unglücklich über den Verlust, weil, wie es schien, das Billet aus den sauer erworbenen Ersparnissen der andern erworben war. Denn da irren Sie doch, die Inhaberin, deren Namen darauf steht, war ein blutjunges Ding."

„Siehst Du wohl," jubelt Tony dem Freunde zu, „und gottlob keine Prinzessin: die sauer erworbenen Ersparnisse nehmen mir eine Last vom Herzen. Jetzt reise ich ihr nach und bringe das Billet."

„Du hörst doch, Tony, sie sind landabgefahren und Deine wollte doch nach Singen."

„Entschuldigen Sie," unterbricht der Beamte wieder. „Wir hatten vor einer Viertelstunde einen Extrazug des Sängersfestes wegen, den haben die Damen benutzt."

„So finde ich sie auf dem Hohentwiel," jubelt Tony, und nun war keine Macht der Erde mehr imstande, ihn von Benutzung des nächsten Zuges nach Singen zurückzuhalten.

Im Zug hat er das fremde Billet in Händen und studiert die feinen, elegant gezogenen Buchstaben. Eine ganze Lebensgeschichte von guter Erziehung, Sauberkeit und Schönheitsinn liest er daraus. Dabei fällt ihm ein Gedicht ein, das er einmal aus dem Holländischen übersetzt hat, das heißt: „Egoismus".

„Goldne blonde Lockenhaare, — Himmel, schenke einer Maid,
Lippen, schwellend, wunderbare, — Für des Küßens Seligkeit;
Himmel, lasse dich verleiten — Gib ihr Sanftmut,
All die tausend Kleinigkeiten, — Ewig schön und
Höchster Anmut höchste Bier — Gib ihr, was sich Engel denken,Deine reichste Gunst kann schenken
Und dann, Himmel — — gib sie mir!"

„Gib sie mir!" wiederholt sich ihm das Wort immerfort in das Wagengerassel, bis er einschlief

und nun in jeligem Traum: Goldfischlein und Triberger Wassernixe, Donaukranz und holländischen Gaiismus: „gib sie mir!“ in seligster Verkettung wiederfindet.

Derb wird er aufgerüttelt. Der Zug hält, man ist offenbar an einer Station.

„Mein Herr, ich muß Sie bitten auszu steigen und mir zum Stationschef zu folgen.“

„Wieso? — was soll das heißen?“

„Ich muß Weiterfahrt verweigern, wenn Sie sich nicht ausweisen können. — Ihr Billet, mein Herr, ist nicht in Ordnung!“ — „Mein Billet, wie so?“ — „Oder,“ der Bahnvorstand lächelt, da er den Bart und die hohe Gestalt mustert, „es muß ein Irrtum vorliegen!“ ruft er dann aus; „Sie sind doch keine Dame?“ — „Eine Dame, ich —?“ „Melitta Elisabeth ist doch ein Frauennamen!“ ruft der Kondukteur dazwischen und hebt das dem Schlafenden entnommene Billet in die Höhe. Im selben Augenblick macht der Zug eine Bewegung.

Tony entzieht dem Mann hastig das Billet und springt in den Wagen: „Sie Schlaupfot,“ ruft er, „das ist gar nicht meines!“ Der Kondukteur springt ihm nach: „Kundreisebillet müssen aber auf den Namen lauten.“

Da zieht Tony seines hervor und die Sad e klärt sich auf. Das hätte mir gerade noch gefehlt,“ denkt er, „hier auf Station Hohenkrähen ausgesetzt zu werden, während sie drüben den Hohenwiel besteigt.“

So kommt er denn glücklich doch noch rechtzeitig in Singen an. Ein Weltge triebe ist auf dem Bahnhof. Vorsichtig schaut er sich überall um, nach rotblondem Haar und blauem Schleier; wieder erfolglos. Dann folgt er eilig dem Zug der Touristen hinauf zur Bergklippe. Herrlich im Sonnenglanz liegt unten

das Tal, von der wasserreichen Aach durchtrömt. Schon taucht auch der Bodensee aus der Tiefe und hoch darüber im sonnigen Glanz die ferne Alpenkette. Trotz aller Bewunderung der Gegend denkt er immer wieder an goldenes Lockenhaar und an die Worte, mit denen er das gefundene Kundreisebillet der Eigentümerin zurückerstellen will. So ist auch die erste Frage an den Kastellan, da er nun endlich die Ruine erreicht hat: „Lieber Freund, haben Sie nicht heute mittag zwei Damen hier herumgeführt: eine alte und eine junge?“

Der niäde lachend. „O mehr als zwei, alte und junge, so viel Sie wollen.“ „Mit blauem Schleier am Hut,“ ergänzt Tony weiter. „Ja, ja, ich mein, auch eine mit blauem Schleier! die wollte zeichnen, sie muß noch da drüben sitzen, wo man den Hohenkrähen durch den Torbogen sieht!“

Flugs trennte sich Tony vom Touristentroß um seine eigenen Wege zu gehen, auf den begraseten Pfaden zu den alten Gärten und Terrassen, wo jetzt alles wild emporschwüert. Von der Höhe einer Mauer sieht er gerade hinunter in die Mitte eines Hofes, da sitzt auf einem Steinhaufen die

Zeichnende, tief über das Album gebeugt. Ihr rötlich gewelltes Haar leuchtet unter dem blauen Schleierhut hervor. Ihm steht das Herz still vor Freude und Entzücken, und leise, um sie nicht aufzuschrecken, steigt er von der andern Seite herunter und eilt nun, durch das Gerank sich mühsam durchwindend, bis hinter die Zeichnerin. Sie scheint es gar nicht zu merken, daß jemand hinter ihr steht und auf die Zeichnung hernieder sieht, die wirklich reizend ist.

„O Fräulein Melitta, wie schön haben Sie das gemacht!“ Jede andere Begrüßung ist vergessen in diesem unwillkürlichen Ausdruck der Bewunderung.

„Please! I don't understand!“ ist die, in etwas spitzem Fästelton, gegebene Antwort. Sie hebt den Kopf dabei nicht, er aber senkt den seinen: ein Blick auf das scharfe Profil vollendet die bittere Enttäuschung. Ohne Entschuldigung wendet er sich um und eilt davon, hinaus auf den freien Platz, wo er gerade noch

rechtzeitig ankommt, die rotglühende Sonnenfugel zu erblicken und zum Turme zu eilen um von dort oben ihren Untergang zu erschauen. Er steigt die Treppen hinauf. Wie er durch das Turmzimmer kommt, hört er, was just zwei Herren aus dem Fremdenbuche lesen:

Drum, wen der Herr im Grimme Zu einem Schulmeister gemacht,

Der führe sich dies zu Gemüte Und nehme sich besser in acht.

Ein allgemeines Lachen folgte diesen Worten, und ihm, dem heute der neckische Schalk einen Schabernack nach dem andern gespielt hat, ihm ist's, als ob die Verse ganz direkt auf ihn gemacht seien; ohne sich aufzuhalten, eilt er weiter empor. Der Schultheiß ist schon mit andern Leuten

oben auf der Plattform des Turmes und hat ein großes Fernrohr aufgestellt, durch das eben ein kleiner Junge voll Entzücken hindurch blickt. Es ist auf den Hohenkrähen gerichtet. „Ganz genau sehe ich alles, grade wie wenn die Dame neben mir stände, ihr blauer Schleier fliegt im Wind.“ ... kaum hat der Knabe das Wort gesprochen, so drängt Tony ihn beiseite: „Laß mich auch einmal hinein schauen,“ bittet er häftig, und dann kommt's jubelnd von seinen Lippen: „Ja, ja, sie ist's.“ Lange, lange schaut er hinein. Nun aber ist der Gipfel des Hohenkrähen leer geworden und Tony wendet sich an den Schultheiß: „Die Dame, die dort drüben stand, suche ich nun schon seit heute morgen; Sie sagen, es sei nur eine Stunde hinüber, können Sie mir nicht den kürzesten Weg zeigen, um da hinunter auf die Felder zu gelangen, ich kann ihr dann wohl halbwegs begegnen.“ — „Da ist es am besten,“ meint der Mann, „Sie gehen bis zum Wirtshaus unten auf halber Berghöhe zurück und von dort zeigt Ihnen der Wirt schon den nächsten Weg.“

Doch so eilig er's hat, im Turmzimmer, wo noch



... da heurt sich auch ein Kranz ihm entgegen, der sich daran verschlungen hat.

das Fremdenbuch aufgeschlagen liegt, muß er doch nachsehen, was der Schulmeisterbers zu bedeuten hat, von dem er vorhin, wie zum Hohn, gehört.

Es ist das Schepfelgedicht vom 16. Mai 1854. Rasch fliegt er's durch.

Was könnt zu nächst'ger Stunde
Gespenstig vom hohen Tiviel? —
Es sitzen zwei auf dem Turme
Im Mondschein und lesen Virgil. —
Den unsäglichen Schmerz zu erneuern
Gebeußt du, o Königin, mir;
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier. —
Herr Ekkehard ist's, von St. Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
Gegenüber Frau Hadwig, die Stolze,
Die Herrin in Schwabenland. —
Sie nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht,
Da deucht ihr des Lehrers rot Mündlein
Viel schöner denn alles Gedicht.
Sie kamen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt;
Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.
Drum, wen der Herr im Grimme
Zu einem Schulmeister gemacht,
Der führe sich dies zu Gemüte
Und nehme sich besser in acht!

Tony mußte lachen; ja auch ihm spielt die Liebe heut übel mit, denn das muß er sich eingestehn: Liebe ist's, wenn auch so rasch über ihn gekommen, die ihn diesen ganzen langen Tag von einem Ort zum andern treibt, an einem Tag, der für sein ganzes Leben entschieden hat. Da nimmt er die Feder, befinnt sich einen Augenblick und schreibt dann:

Auch mich hat der Herr im Grimme
Zu einem Schulmeister gemacht.
Hätt's gern im Unterrichtgeben
So weit wie Herr Ekkehard gebracht.
Doch ihm vor tausend Jahren
Ward's leichter, viel leichter als mir:
Er hatte die Herzogin Hadwig
Doch hier auf dem Tiviel Revier. —
Ach! ich kann die Vielholde
Durch's Fernrohr nur erspähn;
Ich steh auf dem Hohentwiele,
Sie steht auf dem Hohenkräh'n.
Und wenn nach tausend Jahren
Ein spä'ter Schulmeister liebt,
Ich wünsch' ihm, daß es zum Fernrohr
Dann noch einen Luftballon gibt!

Den Namen setzte er nicht darunter, aber das Datum des Tages.

Es war grade still auf dem Singener Bahnhof, als ein staubbedeckter Wanderer eiligen Schrittes dort ankam, am Schalter anklopft und atemlos fragt:

„Gaben nicht hier zwei Damen nach einem verlorenen Rundreisebillet gefragt, das ihnen nachgeschickt werden sollte?“ — „Ja,“ antwortet der Beamte, „es war aber noch nicht da. Sie sind weiter gereist nach Schaffhausen und wollen morgen auf dem Rückweg nochmals nachfragen, ob es einstweilen gefunden wurde.“

Tony überlegt einen Augenblick: soll er es hergeben? Dann bekommt es die Eigentümerin doch sicher. Aber nein, nein! er kann sich nicht trennen

von seiner Hoffnung, sie selbst zu finden. Eines noch muß versucht werden: er verlangt Retourbillet nach Schaffhausen. „Es geht doch noch ein Zug?“ — „Am halb zehn der letzte!“ Bis dahin hat es noch gut dreiviertel Stunden Zeit; der Beamte fordert ihn auf, mit ihm in das dem Bahnhof gegenüberliegende Wirtshaus zu gehn. Aber Tony hat einen Schwur getan: es gibt ein Sprichwort, das heißt: „Eine gebrühte Nase fürchtet auch kaltes Wasser“ — und wem schon zweimal an einem Tage der Zug grade vor der Nase fortgefahren ist, hat allen Grund, vorsichtig zu sein. — Noch sieht er im Geist das erjaunte Gesicht des Bahnspektors von Hohenkräben, der ihn am Arm gepackt und gehindert hat am Hinaufspringen in den eben abfahrenden Zug. „Ei der Tausend, sind Sie nicht der Herr oder vielmehr die Dame mit dem Billet: „Elisabeth“ vom heutigen Nachmittagszug, wie kommen Sie wieder daher?“ Statt aller Antwort hat er aber dagegen gefragt: „Sind nicht eben hier zwei Damen eingetiegen, die junge mit einem blauen Schleier?“ — „Ja,“ sagt der Beamte, „die sind in dem Zug, der eben nach Singen abfuhr; es war der letzte heute Abend. Doch von Singen gehn noch Züge nach Ost und West!“

Das war das Wort, das den irreführten Wanderer verleitet hatte, nochmals den Weg unter die Füße zu nehmen und im Lauffschritt von Hohenkräben zurück nach Singen zu wandern. Da sieht er nun ausruhend und gebuldig wartend auf dem Perron. Und diesmal glückt's. Kurz vor dreiviertel 10 Uhr springt er vergnügt aus dem Wagon: „Hurra, da bin ich wirklich in Schaffhausen!“ Und das Glück scheint ihn endlich auch weiter zu begünstigen: gleich im ersten Gasthof, in dem er nach dem Fremdenbuch fragt, findet er den ihm so wohlbekannten Namen. Die Damen sind aber schon in ihr Zimmer hinaufgegangen.

„Kann ich bei Ihnen auch ein Zimmer bekommen?“

„Ja — aber nur ganz ohne Aussicht. Die beiden Damen haben das letzte im zweiten Stod mit dem Blick auf den Wasserfall. Ihm ist jedes Zimmer recht, wenn er nur in ihrer Nähe bleibt. Rasch nimmt er einen Imbiß, läßt sich den Wanderschaubürsten und eilt dann nach dem Garten, der dem Rheine zuliegt. Denn er hat erforscht, wo das Zimmer der Damen ist, weiß auch vom kleinen Balkon, der die Aussicht bietet und denkt sich wohl, daß bei dieser herrlichen Sommer- und Vollmondnacht die Türe dazu nicht geschlossen bleiben wird. Zuerst wohl seßelt ihn das von hier sich in überraschender Weise darbietende Bild des breiten, weltberühmten Rheinfalls; dann aber schaut er sich um nach dem kleinen Balkon und bemerkt klopfenden Herzens, daß die Türe wirklich offen steht. Da befinnt er sich nicht lange: er hat ja in der Tasche, was sein etwas zu kühnes Benehmen entschuldigen wird. Hinter einem Jasminstrauch versteckt, fängt er mit lauter, frischer Stimme an das Schubertsche Lied vom Fischlein zu singen, freilich mit eigenmächtiger Veränderung des Textes.

„In einem Bächlein helle
Da schoß in froher Eil'
Die schmucke Goldforelle
Vorüber wie ein Pfeil. —
Ich stand auf Felsensteinen
Und selbst gefangen, ach!
Sah ich der zierlich feinen,
Bis sie verschwunden, nach. —

Von Tribergs Wasserwelle
 Ich raunt' ihr hinterher,
 Bis zu der Donauquelle,
 Hand sie auch dort nicht mehr;
 Ich lief zum Hohentwiele,
 Zum Krähen hinterdrein.
 Nun, liebe Angel, spiele
 Am grünen, grünen Rhein."

Die Töne locken gar bald eine schlanke Mädchengestalt heraus, sie beugt sich weit über die Brüstung „Fräulein Melitta!" ruft es da herauf. „Wer ruft mich hier? Sind Sie es, der Fischer am Tribberger Wasserfall?" kommt es in erstaunt freudigem Tone zurück.

Er ist in den vollen Mondstrahl getreten, er hebt den Arm empor. „Ja, ich bin's! Ich habe Sie gesucht den ganzen Tag, ich habe etwas gefunden, was Ihnen gehört!"

„Das Rundreisebillet?" fragt sie freudig.

„Ja, ein Rundreisebillet: Elisabeth Melitta Frohmüller, der Name sagte mir, daß es Ihnen gehören müsse."

„Das ist ein freundlicher Zufall, danke schön" ruft sie mit heller, melodischer Stimme hinunter. Dann wendet sie sich zur Türe: „Tante, unser Billet ist gefunden, wir brauchen die Reise nicht abzukürzen!" — Die behäbige Figur der Tante erscheint nun auch in der Türeirrahmung: „Du bist ein Glückskind, Melitta, hab's ja immer gesagt! Ich will gleich hinunter und es mir geben lassen!" — „D, es ist so heller, schöner Mondenschein, ich komme mit, Tante!"

Die Worte klingen wie Lenzverkündigung an des jungen Mannes Ohr, sein Herz schlägt in seliger Erwartung. Und sie soll auch nicht getäuscht werden, denn noch lange wandeln die jungen Leute längs dem Rheinufer dahin, sich die Ereignisse des Tages erzählend, als seien sie schon alte Bekannte, während die Tante sich auf eine der Aussichtsbänke beschaulich niedergelassen hatte. Für den andern Tag wird dann auch ein gemeinsamer Spaziergang verabredet.

So schieben denn auch andern Nachmittags die beiden, diesmal gemeinsam, auf dem schmalen Felsen, umhüllt von rauschenden Wassermassen, mitten im Rheinfall: „Wer mir das gesagt hätte, als Sie gestern hoch über mir auf der Brücke erschienen — so unerreichbar fern und dann verschwanden, ohne mich erlösen zu können, daß ich hier auf noch ausgesetzterem Felsen Ihr Führer, Ihre Stütze sein darf!" Und dabei denkt er: O dürfte ich es doch auch ferner im Leben und durch ein ganzes Leben sein. Aber zu sagen wagt er es nicht; was hätte er ihr auch, die aus höheren Kreisen zu stammen scheint, zu bieten. Gerade winkt es vom jenseitigen Ufer mit einem weißen Tüchlein. „Die gute Seele, sagt Melitta, wie sie sich gegängelt haben mag, mich durch den Strudel haben fahren zu sehen!" „Steht Ihnen die alte Dame

so nah?" fragt er teilnehmend. — Da schaut sie ihn erstaunt an: „Sie ist die einzige Schwester meiner verstorbenen Mutter, sie hat mich erzogen, denn ich bin eine Waise, und ihr danke ich, wenn ich mein Lehrerinnen-Examen habe machen können, und nun eine gute Stellung in angesehenere Familie bekleide. Meine Herrschaft ist mit den Töchtern im Bad, so konnte ich mir diese Reise mit dem lieben Tantechen gönnen!"

Ihm nimmt diese kleine Berührung ihrer Verhältnisse eine Zentnerlast vom Herzen, nun darf er wohl um sie werben; für immer kann sie ja nicht Gouvernante bleiben; er aber hat seinen reichlichen Gehalt, und selbst ein kleines väterliches Vermögen. Wie sehr auch wünscht sein altes Mütterlein, daß er ihr noch eine Tochter zuführe. Wo aber fände er eine lieblichere als das reizende Geschöpf hier an seiner Seite. Eben will er in Worte kleiden, was ihm im Herzen liegt, da

kommt der Schiffer, der ne, mit noch zwei andern Herrn, herüber gefahren hat, um sie wieder abzuholen und das Gespräch mußte verstimmen. Am Strand erwartet sie die Tante: „Da oben muß es ja furchtbar gewindet haben," bemerkte sie, „ich sah Dein Kleid und Deinen Schleier fliegen, und dachte: wenn sie jetzt ihr Zeichenbuch öffnet, dann fliegt gewiß ihr Rundreisebillet in alle Winde!"

„Nein," antwortet Melitta, „durch Schaden wird man klug: Ich habe es schon vor der Fahrt meinem freundlichen Begleiter gegeben!"

„Darf ich es auch ferner behalten?" fragte dieser jetzt. Mein Billet hat dieselbe Route mit dem Ihren und Sie haben mir vorhin ein so freundliches Zeugnis als zuverlässigen Führer ausgestellt; das gibt mir den Mut, diese Bitte zu wagen."

Das Anerbieten wird freudig angenommen. Nun hat er Zeit vor sich, acht schöne Tage, in denen er Melitta täglich sehen, sie ganz kennen lernen kann! So hofft er sicher am Schluß der Reise eine Gelegenheit zu finden, ihr sein ganzes Herz zu Füßen zu legen.

Die Gelegenheit kommt früher als er denkt.

Sie haben Konstanz besichtigt, sind den ganzen Tag fleißig gewesen, morgens im Dom, im Kaufhaus, im Hofgartenmuseum. Nun neigt es dem Spätnachmittage zu, der Abend soll dem schönen Seeufer gewidmet sein. Sie haben sich überlesen lassen nach dem Jacob. Die Tante ist ausruhend im kleinen Gajthaus geblieben, während die jungen Leute sich zum Sonnenuntergang der mächtigen, vielhundertjährigen Eiche zuwenden, deren Wurzeln in den See hineinreichen und deren weitüberhangende knorrige Zweige eine hohe Laube bilden. Der kleine Sitz aber, welcher sich gegen den Stamm lehnt, ist nicht groß genug für zwei, nur Melitta findet Platz darauf. Tony aber weiß sich leicht zu helfen. Einer der mannsbiden Aeste



... ich habe etwas gefunden, was Ihnen gehört."

ist nicht allzu hoch über dem Rasen. Ihn erfährt er zum Sitz. „Wenn Sie dort einschlafen, können die Seefräulein Sie in mitternächtiger Stunde leicht herabholen in ihre Kristallpaläste!“ scherzt Melitta.

„Ja,“ gibt er in gleichem Ton zurück, „Wassernigen sind mir gar gefährlich!“ „So, deswegen drehen Sie dem See den Rücken. Sie können ja gar nichts sehen von der schönen Aussicht.“ — Er hatte allerdings nicht an den See gedacht, nur an diejenige, die da unter der Eiche saß; nun wendete er sich: „So, nun sehe ich auch Konstanz ganz gut.“

Das ist allerdings ein herrliches Bild, langhin über dem Wasserspiegel sich ausdehnend, die alte Stadt mit ihren Giebeln, Dächern und Türmen. Schon lagern die Schatten darüber, denn die Sonne geht unter in ihrem Rücken und taucht allmählich den ganzen Himmel in rote Glut, daß auch der See sich färbt in leuchtendem Widerschein.

„Die Welt ist doch wunderschön!“ beginnt Melitta, „hier könnte ich sitzen bleiben eine Ewigkeit und immer nur schauen und schauen.“ Sie sieht zu ihm auf mit glänzenden Augen: „Und Sie, Sie sind ja ein Dichter, ich weiß es ganz gut, wie sie das Lied von der Forelle umgeändert haben. Sie können dichten und dies hier ist doch gerade so eine richtige Stimmungslandschaft dafür: o bitte, machen Sie mir ein Gedicht!“

„Ich fürchte, all diese schöne Stimmung geht Ihnen verloren, wenn Sie meine Gedichte hören: es sind nur Knittelverse!“ — Aber sie läßt nicht ab: „O nein, Sie können's besser; begehrt Sie denn diese Rundreise gar nicht?“

„Wohlan, Sie haben recht!“ ruft er lustig aus, „eine solche Rundreise ist schon wert, besungen zu werden. Dabei zieht er sein nun schon halb abgelaufenes Büchlein aus der Westentasche, blättert es ab und auf und singt dazu nach eigener Melodie:

O graugrüne Blätter, wie bin ich euch gut,
Muß singen und laut euch lobpreisen:
Ein Büchlein von euch gesteckt auf den Hut
Wie heutigen Tages viel Wunder das tut,
Kann einer damit so gar wohlgemut
Rundreisen!

Und find ich ein ander graublättrig Bisset,
So frag ich mit schüchternen, leisen
Und bittenden Worten: welch Route wohl hätt'
Dies zweite gleichfarbige Amulett?
Denn mehr als allein, ist zu zweien es nett
Rundreisen!

Und hat es dieselbe Laufbahn wie ich,
Will jubelnd das Schicksal ich preisen,
Es fallen die Blätter — nicht kümmert es mich,

Je weiter wir kommen, da zeigt es sich,
Daß ferner wir möchten noch sicherlich
Rundreisen!

Die Schwalben die können aufs allerbest
Im weitem uns unterweisen:
Sie fliegen nach Süden, sie fliegen nach West,
Doch kehren sie wieder zum heimischen Nest,
Die Liebe, die Liebe sie weiter nicht läßt
Rundreisen!

Er schweigt. Das Mädchen auch sitzt stumm; das Lied war so netzlich gewesen, aber ihr silbernes Lachen gibt nicht den preisenden Schlusssakford dazu, denn hinter all dem Spaß, da klingt und singt es ihr tief ins Herz hinein, und sie wird verlegen und weiß nicht, was sie darauf erwidern soll. Da surrt ihr etwas an die Wange und fällt auf den Schoß.

„Ach, noch ein Matikäfer!“ ruft sie. Es ist ihre Befreiung aus der augenblicklichen Verlegenheit.



„O bitte, machen Sie mir ein Gedicht!“

„Matikäfer“, erwidert er, wie im Echo von oben herunter. Und mit einem Satz ist er herabgesprungen und steht nun vor ihr. „Matikäfer, Käfer Mai! geef her mey,“ das ist holländisch — und das heißt:

Er bricht ab. . . „Mein Fräulein, ich habe Ihnen eben schlechte Knittelverse gemacht, ich kann es nicht besser, aber darf ich Ihnen die Worte eines wahren Dichters sagen, eines Holländers, die ich mir übersezt habe. Das Gedicht heißt „Egoismus“ und schließt mit den Worten „geef her mey!“ und ich bekenne mich schuldig, solchen „Egoismus“ zu haben.“

Nun sagt er ihr das ganze Gedicht, das er sich auf der Fahrt von Donaueschingen nach Triberg wiederholt hat, im Anschauen ihres Wildes.

„Golden blonde Lodenhaare, — Himmel, schenke einer Maid; — Lippen, schwellend, wunderbare — Für des Küßens Seligkeit — — — das ganze Gedicht bis „Höchste Anmut, höchste Zier. — Gib ihr, was sich Engel denken, — Deine reichste Günst kann schenken, — Und dann Himmel . . . gib sie mir!“ geef her mey!

Ein glühend Rot steigt auf in den Wangen des Mädchens; aber je weiter er spricht, weicht die Verlegenheit: das Lob wird ihr doch zu stark. Als er geendet hat, sieht sie ihm wieder mit ihrem alten mutwilligen Lachen ins Gesicht. „Sie machen aber erschrecklich viele Ansprüche, die werden Sie schwerlich finden auf dieser Erde!“

Er aber ruft jubelnd: „Ach habe gefunden! . . . Melitta, willst Du's wagen die Rundreise mit mir durchs Leben zu machen?“ Und mit dem ersten Kuß küßt er das freudige „Ja“ von ihrem Munde.

„O, wer mir gesagt hätte, daß meine erste Rundreise so enden würde!“ spricht sie endlich,

fächelnden Auges zu ihm aufschauend. „Die beiden Billetumschläge wollen wir aber zum ewigen Andenken behalten, das kann uns die Eisenbahn nicht verwehren!“

Er hat die Kleinen braunen Heftchen schon längst neben einander stehen. Jetzt holt er sie wieder hervor und sieht mit innigem Dankesblick darauf hin. „Und nicht einmal Deinen Namen brauchst Du viel zu ändern,“ meint er indem er mit dem Finger den letzten Teil des ihren zudeckt.

„Nur das „Froh“ muß ich weglassen,“ gibt sie schelmisch zurück. — Er drückt sie wieder innig an sich: „O Melitta, ich will dafür sorgen durch mein ganzes Leben, daß dieses Froh Dir doppelt und dreifach wieder gegeben werde!“

Den selben Abend geht ein Doppelbrief an Witwe Müller in Durlach ab:

Liebes Mütterchen!

Nicht durch Zufall, wohl aber durch selbige Schicksalsfügung habe ich zu meinem Rundreisebillet ein anderes gefunden, das gar gut mit dem meinen für den ganzen kommenden Lebensweg überein zu stimmen verspricht. — Auf begelegter Photo kannst Du ersehen, wie gut ich Deinen Rat befolgt und ein herziges Goldfischlein gefangen habe.

Auch die Inhaberin des glücklich wiedergefundnen Reisebilletts möchte einen Gruß beifügen und Sie fragen, liebes Mütterlein, ob Ihr Töchterchen, um Sie kennen zu lernen und Ihren Segen zu erbitten, durch einen Besuch in Durlach diese schönste aller Rundreisen beschließen darf.

Konstanz . . . Sommer 1890.

Die glückliche Braut Ihres Sohnes.

Vionville-Mars la Tour.

Von den vielen Schlachten im deutsch-französischen Kriege war die Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 ohne Zweifel eine der folgenreichsten. Sie hat dem Verlaufe des Krieges eine bestimmte Wendung gegeben; ohne sie wäre weder der Erfolg des 18. August, noch der des 27. Oktober eingetreten.

Am 16. August 1870, früh 5 Uhr, war Kaiser Napoleon III. von Gravelotte, wo er die Nacht zugebracht hatte, aufgebrochen, nicht ohne dem beim Abschied anwesenden Marschall Bazaine nochmals einzuschärfen, so bald als möglich seine Armee nach Verdun zu bringen. Kaum war der Kaiser aus dem Gesichtsfeld verschwunden,

da gab Bazaine die Weisung, den Weitermarsch so lange einzustellen, bis eine größere Annäherung der auf den beiden großen Straßen nach Verdun marschierenden Armeekorps erreicht sei. So lagerte die französische Armee in der Frühe dieses Tages: die Kavallerie westlich Vionville zu beiden Seiten der großen Straße Metz-Verdun, dahinter das II. Korps Frossard, das VI. Canrobert und die Garde; auf der Nordstraße (Gravelotte-Doncourt) das IV. Korps de Ladmirault und das III. Le Boeuf. Die Pferde wurden abgefattet und zum Tränken geführt; die Mannschaften kochten ab. Man gab sich der Ruhe hin; für ernsthafte Sicherung, namentlich nach dem Defilee von Gorze zu, sorgte niemand.

Welche Gedanken mögen das Innere des Generals von Alvensleben vom III. branden-

burgischen Korps durchzogen haben, als er am Morgen des 16. August, vom Tale der Mosel auf die Hochfläche hinaufreitend, die Meldung von der

Ansammlung starker französischer Streitkräfte an der großen Straße erhielt? Hatte er die ganze Rheinarmee, hatte er, wie ihm wahrscheinlich schien, nur die Nachhut derselben vor sich? Sollte er zum sofortigen Angriff vorgehen oder die Ankunft benachbarter Armeekorps, insbesondere die des X. hannoverschen Korps, abwarten?

Frischlich angeirrt ist halb gewonnen, dachte er wohl bei sich und entschloß sich, den Absichten des Oberkommandos folgend, zum Angriff.

Die 6. Division (Buddenbrock) dirigierte er auf Tronville, die 5. (Stülpnagel) auf Vionville.

Das Herannahen der Deutschen wurde den Franzosen deutlich genug angekündigt durch die überraschende Tätigkeit der Batterien, die unter Major Körber um 9 Uhr östlich von Tronville aufzuehreten. Wir stoben die französischen Reiterregimenter auseinander. Das Fußvolk aber ging rasch entschlossen zum energischen Angriff vor. Es war das II. französische Korps Frossard, das zunächst dem III. brandenburgischen entgegentrat. Mit zäher Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gestritten. Langsam, aber stetig drangen die Brandenburger vor. Abteilungen der 6. Division erstürmten um 11 Uhr Vionville, eroberten um die Mittagsstunde Flavigny. Die 5. Division gewann im Walde vor Vionville



Denkmal der Brigade v. Bredow an der Römerstraße nördlich Rezonville. (Walbrand im Hintergrund: deutsch-französische Grenze.)